

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 7.

Fünfter Jahrgang.

16. Februar 1861.

Opfer.

Wenn sich verwandt zwei Stoffe finden —
So lehrt es aller Bildung Lauf —
Und wollen sich als Ganzes binden:
Döst sich erst Eins im Andern auf.

Dann erst entfleht, was sie trennte,
Es bleibt zurück nur, was verwandt;
So, aus dem Kampf der Elemente
Gleht sich der echten Liebe Band.

Wie doch Natur im ew'gen Walten
Zum stolzen Menschenherzen spricht:
Sich opfern heißt erst sich gestalten,
Und ohne Opfer liebst du nicht.

A. Schlobach.

Das Jägerhaus.

Novelle von Moritz Reich.

(Schluß.)

Während die beiden Freunde in der Nähe des Hauses mit einander sprachen, suchte Leonore die Stimmung des Vaters für das Bevorstehende vorzubereiten; sie ließ oft, während sie sich mit der Küche beschäftigte, ein oder das andere Wörtlein fallen, das Frage und Antwort erbeischte; sie meinte, es wäre doch schön, wenn einmal der Edmund so als ein Fremder in's Haus käme! Der Vater seufzte. Er könne nach Amerika gegangen sein, fuhr sie fort, „wir müssen doch Herrn Negerle, der wohl mit Auswanderern öfters wird gesprochen haben, fragen, ob er nichts von ihm gehört oder gesehen!“

„Wenn er ein Mörder ist, ist's besser, man forscht nicht!“

„Wenn er es aber nicht ist?“

„Mädel, mach' mir den Kopf nicht warm! Du bist auch nicht weit her!“

„Wie das, Vater?“

„Hinter meinem Rücken liebeln, he? ist das recht?“

Leonore ward über und über roth, Juliane hatte geplaudert; nun stand sie, erst ein Anwalt ihres Bruders, selbst als eine Angeklagte da, und wußte sich nicht zu vertheidigen. Als das der Alte merkte, bekam er Muth, sprang vom Sessel auf und schrie: „Einen fremden Mann, der erst seit ein Paar Stunden hier ist, küssen? pfui!“

Sie fühlte sich so rein, so unschuldig und konnte kein Wort der Entschuldigung stammeln. In der Verlegenheit zankte sie Juliane aus und sagte gegen diese schmallend: „Ihr seid mir eine gute Klätscherin! Was hab' ich Euch denn Böses gethan, daß Ihr den Vater gegen mich aufbringt?“

„Sie haben ihn doch geküßt!“ sagte die beleidigte Magd trotzig, und Leonore wußte nichts anzufangen, als eilig das Zimmer zu verlassen. Der Alte bereute fast sein zorniges Auftreten; im Herzen hieß er es gut, daß seine Tochter aufhöre, so spröde zu thun, und der Fremde, in dem er nunmehr keinen Andern als den Hamburger vermutete, war am Ende keine arge Parthie. Dennoch beschloß er, dem Paare gegenüber sich in die Brust zu werfen, den erzürnten, tugendhaften Vater fortzuspielen; aber die Worte Leonore's über Edmund fielen auch auf keinen Felsenboden. Er überlegte, wie es doch käme, daß er heute so oft an den Verlorenen denke, und daß nun auch Leonore von ihm zu reden anfangen. In diesem Augenblick trat Heinrich und hinter ihm Negerle ein. Jetzt wußte der Alte, warum er heute so oft an Edmund gedacht. Herrn Negerle's Kopf hatte einige Aehnlichkeit mit dem seines Sohnes. Er wies Herrn Negerle sich gegenüber einen Platz am Tische an. Der Gast war todtbleich, noch war außer einem leisen Gruße beim Eintreten kein Wort aus seinem fest zusammengepreßten Munde gekommen. Der Alte sah ihm fortwährend in's Gesicht, er schlug die Augen nieder. Jetzt ging die Seitenthüre auf und Leonore trat ein. Sie sah ihm ruhig in das Auge, als er aufstand und sich verneigte; er war größer als Heinrich, aber nicht so gebiegen, mehr ausgehöhlt. Leonore ward von seinem Anblick tief-schmerzlich bewegt; er war es und war es nicht, ein großes Seelenleiden sprach aus seinen Zügen; auf seiner hohen Stirne, auf welcher einst die Liebesgötter thronten, wohnte nun die Reflexion. So gut ihm auch der Vollbart ließ, sie wünschte ihn weg, um das reine, jugendliche Kinn zu sehen, das er freilich nicht mehr hatte. Sie machte einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf ihn: die Knospe, die er noch strenggeschlossen verlassen hatte, war nun reizend aufgeblüht; so geistreich hatte er das Waldmädchen nicht wiederzufinden gehofft; ein keusches Licht umfloß ihre jungfräuliche Gestalt; sie war schön und anmuthig zugleich. Heinrich freute sich über den sichtbar günstigen Eindruck, den Leonore auf ihren Bruder zu machen schien. Nun saßen sie: oben der Alte, ihm gegenüber Edmund, zu des Waldmeisters Rechten

Heinrich, diesem gegenüber, zur Linken des Vaters Leonore, welche dem Alten schon zwei Mal das blaue Taschentuch, das er oft fallen ließ, zum Zeichen der Versöhnung aufgelegt hatte.

Man aß und trank, vorerst, durch die gegenseitige Spannung der Gemüther, stille, ohne mehr als Gleichgiltiges zu sprechen. Edmund aß fast gar nichts und nippte nur, anstatt zu trinken. „Herr Negerle, Sie essen nichts und trinken noch weniger!“ plägte der Alte treuherzig heraus; „nichts für ungut! Es gaßt nicht Ihnen, nur dem Hamburger, der mir, wie mir scheint, nicht nur meine schönen, alten Stämme aus dem Walde, sondern auch etwas Anderes zu stehlen Lust hat, das nicht dem Grafen gehört!“ — Er sprang auf und warf den Sessel zornig zurück, die ganze Gesellschaft stand erschrocken auf. Heinrich fühlte, daß er nun dem Vater eine Erklärung schuldig sei. Leonore und Edmund traten einander näher, Heinrich und der Alte auch. In dem Augenblick stürzte Juliane bleich herein und berichtete, das Gericht stehe vor der Thür, man wolle Jemanden verhaften. Heinrich und Leonore sahen bestürzt auf Edmund, der ruhig da stand und nach der Thür sah, in welcher der Richter des nächsten Ortes, mehrere Geschworene, ein Gerichtsdiener und Konradin's, des erschossenen Wilddiebes Vater, erschienen. Der Waldmeister war ganz ruhig, denn er wußte sich schuldlos, aber als er den Vater Konradin's gewahrte, ward er bleich und seine Blicke trafen unwillkürlich Negerle, der es bemerkte und leise zu zittern begann. Der Alte sah immer scharf hin, bemerkte das Zittern, trat einen Schritt näher, sah wieder hin, das Zittern nahm überhand, nun stürzte der Alte mit dem Rufe: „Mein Sohn! Mein Sohn, Edmund!“ ihm an die Brust und kam eben recht, den Halbbohnmächtigen in seinen Armen aufzufangen. So erkannte der Vater seinen verlorenen Sohn im Angesichte des Gerichtes wieder. Edmund faßte sich schnell, entzog sich sanft den Armen des weinenden Vaters, Leonore's Umarmung, Julianen's Liebkosungen und trat stolz aufgerichtet vor die Männer der Gerechtigkeit.

„Was wollt Ihr hier, Ihr Herren von Hammerdorf?“

Der Vater Konradin's trat vor: „Heißt Du Edmund Weiser?“

„Ja!“

„Du hast meinen Sohn erschossen, gestern vor sieben Jahren!“

„Ja und Nein!“

„Wie meinen Sie das?“ frug der Richter.

„Ihr wißt es Alle,“ sprach Edmund mit lauter Stimme, „Konradin war ein Wilddieb!“

„Ja, ja!“ antworteten mehrere Stimmen; er fuhr fort: „Ihr wißt auch, daß wir Jäger das Recht haben, uns uns'rer Haut zu wehren!“

„Ja, ja!“

„Selbst mit dem Gewehr?“

„Ja!“

„Er kam mit einem Knüttel auf mich zu, drohte mir; durfte ich schießen?“

„Ja! Nein!“ scholl es durcheinander.

„Ich legte nur an, um ihn zu schrecken, ich wollte nicht schießen! Da ging der Hahn von selber los, er fiel!“

„Beweise! Beweise!“

„Vater, ist die Flinte noch im Hause?“

„Ja, da hängt sie!“

Er langte sie herab. „Seht Ihr da einen Hahn?“

„Nein!“

„Er ist abgebrochen!“ rief Edmund. „Als ich wider einen Stamm rannte, brach er ab und der Schuß ging los!“

„Ihr habt ihn jetzt erst abgebrochen!“ murrte Konradin's Vater.

„Das werden wir sehen! Ich hoffe, daß das Fuchsgründel wenig besucht wird, der Hahn wird noch bei dem Baume liegen!“ sagte Edmund mit Zuversicht, da ihn der Gedanke lange beschäftigt hatte.

„Gleich morgen wollen wir hingehen und nachsuchen!“ sagte der Richter.

„Nein, gleich heute!“ meinte der Waldmeister. „Juliane! die Laterne, Haxe und Schaufel! Leonore, meine Mütze! Sie, Herr Heinrich, werden mit uns gehen! Leonore, dageblieben! Keinen Schritt, sag' ich! Kommen Sie, meine Herren! Edmund, geh' neben mir!“

Der Alte, Edmund und Heinrich zogen voran, der Richter mit den Geschworenen und Konradin's Vater folgten; öde blieb das Jägerhaus zurück mit Leonoren und Julianen, welche allen Groll vergessen hatte und fortwährend die Augen mit der Schürze wischte. Schweigsam ging der Zug durch den Wald. Die Bäume leuchteten im Widerscheine der Laterne; hie und da raschelte ein aufgestörtes Wild; der Mond glitzerte durch das Laub, die Wipfel rauschten mächtig. Man hörte das Rieseln der Quelle, das einsame Wellen der Hunde in den nahen Gehöften und der Eisenhämmer gleichen Schlag. Im Walde stieß der wirkliche Controleur auf den Zug, der Waldmeister zwang ihn, sich anzuschließen. Edmund führte den Zug durch das Labyrinth des Waldes an Ort und Stelle; er wußte, die dickste Dichte im Fuchsgründel war's, wo ihn der Unfall getroffen; in nicht mehr als einer Stunde waren sie dort. Man stellte sich in der Nähe des Baumes auf. Der Grund war bedeckt mit Kleinholz, Nadeln und gelben Blättern; es wurde das Alles durchgestöbert, und als nichts zum Vorschein kommen wollte, hieb der Waldmeister ingrimmig mit der Haxe in den Boden ein. Edmund verhielt sich müßig, daß man sich desto besser überzeuge, er habe die Hände nicht im Spiel; Heinrich schaufelte den losen Acker auf. Lange suchte man umsonst. Der Schweiß lief von des Alten Stirne und es grinste ein Hohnlächeln auf dem Angesichte von Konradin's Vater, als endlich Heinrich rief: „Da ist's!“

„Wo? wo?“ riefen Alle einstimmig.

„Hier!“ sagte Heinrich, und zog den Hahn, mit Erde bedeckt, hervor. Der Waldmeister faßte ihn zuerst mit zitternden Händen, reinigte ihn, denn er war ganz vom Roste zerfressen, und fragte: „Hat Jemand die Flinte mitgenommen?“

„Hier, hier!“

„Seht Ihr? 's paßt!“ frohlockte der Vater, „der Hahn ward hier abgebrochen!“

„Alter, was sagt Ihr dazu?“

„Ich geb' mich zufrieden!“ sagte Konradin's Vater kleinlaut.

„Und Ihr, Herr Richter, Ihr Geschwornen?“

„'S ist sonnenklar: er ist unschuldig!“

Jetzt umfing der Waldmeister Edmund erst mit ganzem Herzen, mit ganzem Bewußtsein!

„Wo ist Leonore?“ frug der Alte, ohne sich zu besinnen, daß er ihr zu Hause zu bleiben befohlen; sie stürzte aber dennoch auf diesen Ruf aus dem Dickicht hervor und fiel Edmund um den Hals. „Lieber Bruder!“ — „Liebe Schwester!“ erscholl's; gerührt sahen die Zuschauer dem Auftritt zu; nur Heinrich stand verlassen da, er gehörte noch nicht zur Familie. Da wandte sich der Waldmeister gegen ihn: „Nun, Monsieur! wer sind Sie doch?“

„Der Hamburger!“ sagte Heinrich.

„Der mir meinen Wald fortträgt?“

„Der Ihnen einen Sohn heimbringt!“ rief Edmund.

„Besser: der den Hahn gefunden!“ rief der Alte, „der ist mehr werth! Für den Sohn erlaß ich ihm die Prügel, die er wegen des Schwarzgrundes verdient. Was soll ich ihm für den Hahn geben?“

„Leonoren!“ antwortete Heinrich kurz und faßte die Hand seiner Braut.

„Pah! Nimm sie, sie ist so nicht viel werth!“

Heinrich präsentierte Leonoren allen Anwesenden: „Meine Herren! Ich lade Sie insgesammt zur Hochzeit im Jägerhaus!“

Taucherglocke und Senkblei.

Die Erforschung des Meeresbodens hat die in der Nähe des Meeres und längs der Küsten wohnenden Völker und Stämme seit undenklichen Zeiten, und schon lange bevor die Wissenschaft sich dieses Gegenstandes bemächtigte, beschäftigt. Das einzige ihnen bekannte und von ihnen angewendete Mittel war jedoch: das Untertauchen. Die Fertigkeit, welche einzelne Völker hierin erlangten, muß sehr groß gewesen sein, obgleich die uns hiervon überlieferten Berichte jedenfalls weit übertrieben sind. Als besonders gute Taucher waren die Bewohner der Inseln des Archipels berühmt; wie hoch sie selbst diesen Ruf anschlugen, geht schon daraus hervor, daß z. B. auf der Insel Samos die jungen Männer nicht eher heiraten durften, als bis sie im Stande waren, acht Klafter tief unter das Wasser zu tauchen.

Schon Herodot berichtet von einem gewissen Scyllias aus Scionan in Macedonien, der unter der Regierung des Xerxes 80 Stadien, das sind zwei deutsche Meilen, unter dem Wasser gegangen sei, um die Griechen von dem Schiffbruch ihrer Flotte zu benachrichtigen. Ein Bericht, der, nach unseren Erfahrungen, uns eher wie ein Märchen klingen muß.

Der Kanonikus Antonio Mongitore in Palermo erzählt in einer 1743 erschienenen Sammlung Schriften von einem

Sizilianer, Namens Cola Veska, der angeblich vier bis fünf Tage unter dem Wasser zu bleiben vermocht, und sich daselbst mit rohen Fischen genährt habe! So wenig dieß Glauben verdient, so ist doch gewiß, daß Veska einer der kühnsten Taucher gewesen, die je existirt; um so tragischer erscheint uns sein Ende. König Friedrich von Neapel ließ ihn nämlich zwei Mal in den berühmten Strudel untertauchen, der unter dem Namen Scylla und Charybdis bekannt ist; das erste Mal brachte der kühne Taucher glücklich den in den Strudel geworfenen goldenen Becher herauf; das zweite Mal — kam er nicht wieder.

In neuerer Zeit kennt man insbesondere die Völker der Südsee-Inseln als ausgezeichnete Taucher, die sich oft Meilen weit vom Lande in das Wasser stürzen und hineingeworfene Gegenstände wieder heraufholen; auch die Neger gelten für sehr geschickt hierin.

Die Taucher von Profession, die Perlen- und Korallenfischer, pflegten sich, um den unangenehmen Reiz des Seewassers zu vermeiden, Nase und Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. Bevor sie untertauchten, füllten sie ihre Lunge reichlich mit Luft an, und sobald sie anfangen, Beklemmungen zu spüren, stießen sie einen Theil dieser Luft durch eine kleine Oeffnung des Mundes heraus. Bei Weitem zweckmäßiger erwiesen sich jedoch große, mit Luft gefüllte Blasen, deren Oeffnung man im Munde hielt; indeß bediente man sich am häufigsten der Taucherkleidung. Dieser Anzug, der dem Untertauchenden genau über Arme und Beine anschließend paßte, war vorn mit einem Glase versehen, konnte ein halbes Orchester Luft fassen, und bestand aus starkem, dichtem Leder, das keiner Luft Zutritt gestattete. So angethan, konnte der Taucher auf den Grund des Meeres steigen, Perlen und Korallen heraufholen oder die Kammern eines versunkenen Schiffes durchsuchen und das Werthvollste der Ladung retten. Da es in der Tiefe hell genug ist, so bildet der Mangel an atmosphärischer, zum Athemholen tauglicher Luft, bei dieser Art des Untertauchens fast die einzige Beschwerde, denn die mitgenommene Luft verdirbt rasch; ein Umstand, der den Tauchern selten ein mehr als fünf Minuten langes Verweilen unter dem Wasser gestattet.

Die Taucher, welche die holländisch-ostindische Compagnie auf der jetzt England gehörenden Insel Ceylon ehemals zur Perlenfischerei verwendete, mußten sich einige Tage vorher mit Del einschmieren und trockene Speisen genießen. Sie nahmen sodann noch Del in den Mund, traten auf einen schweren Stein und wurden, mit einem Sack zur Aufnahme der Perlen versehen, oft 50 Klafter tief hinuntergelassen.

Das Gefährlichste bei dieser Art des Untertauchens sind die Angriffe der Haifische; es kam nicht selten vor, daß einzelne Taucher Arm oder Bein bei denselben einbüßten; zuweilen wurden die Unglücklichen von den Ungeheuern sogar verschlungen.

Mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts wurde eine neue Erfindung angewendet, die seitdem unaufhörlich verbessert, für die Taucherkunst von undurchschätzbar großer

Wichtigkeit wurde: die Taucherglocke; denn sie bietet den Vortheil, daß der Taucher bequemer untertauchen, länger unter dem Wasser bleiben und besser arbeiten kann. Das größte Verdienst um die Verbesserung der Taucherglocke hat sich der berühmte, am 14. Jänner 1742 zu London verstorbene Mathematiker Edmund Halley erworben. Die nach seiner Angabe konstruirte Glocke ist 8 Fuß hoch, hat unten 5, oben 3 Fuß Weite, und faßt beinahe 8 Orkist Luft. Sie ist mit Blei überzogen und ihr Gewicht am untern Rande so bemessen, daß sie stets lothrecht sinken muß. Ein starkes und zugleich sehr helles Glas am oberen Rande gestattet dem Lichte vollen Eingang; unten, am inneren Rande, ist ein Sitz für die Taucher und ein Tritt, auf welchem sie stehend bequem ihre Arbeit verrichten können, angebracht. Ein an der oberen Wölbung befindlicher Hahn dient zur Entfernung der verdorbenen Luft, und in Blei eingefasste Schläuche, deren mit Del wohlgetränkte Röhren leicht unter die Glocke genommen und geleert werden können, zur Zuführung neuer frischer Luft. Der von Halley selbst mit dieser Glocke gewagte Versuch fiel sehr günstig aus; er befand sich mit noch vier Personen über anderthalb Stunden 10 Klaftern tief unter dem Wasser, ohne die geringste Beschwerde zu fühlen. War das Wetter trüb oder die See bewegt, so ward es unter der Glocke so finstler, daß Halley Licht brennen mußte, was mit Hilfe der wieder frisch zugeführten Luft durchaus keine Schwierigkeit bietet; doch wurde bei einem tieferen Hinunterlassen die durch den verstärkten Druck immer mehr zusammengepreßte Luft, die meistens einen unerträglichen Ohrensmerz erzeugt, sehr lästig.

In neuester Zeit hat die Chemie sich damit beschäftigt, Mittel und Wege zu finden, den beschwerlichen Luftdruck zu entfernen, der allein die Erfolge dieser nützlichen Erfindung noch beeinträchtigt.

Die Wissenschaft selbst ist durch die Taucherglocke indes bis jetzt wenig gefördert worden; zur eigentlichen Erforschung des Meerbodens hat man sich stets des Senkbleis bedient. Es besteht aus einem 40–50 Pfund schweren Stück Blei, in Form eines Zuckerhutes. Der Boden desselben ist ein wenig ausgehöhlt und mit einem umgebogenen Rande versehen, der mit Talg bedeckt ist. Hierdurch drückt sich die Form des Bodens dem Senkblei ein, ebenso wie die Beschaffenheit desselben, da Sand, Trieb sand, Muscheln u. dgl. mit Herausgezogen werden, leicht erkannt wird. Demungeachtet ist es noch immer nicht gelungen, die größte Tiefe des Meeres wissenschaftlich festzustellen. Das Senkblei reicht nur 250 Faden oder 1500 Fuß, und man hat das Meer an vielen Stellen hiermit noch nicht ersenken können.

Vergebens haben sich die bewährtesten Köpfe bemüht, eigene Tiefenmesser zu erfinden; selbst Halley hat mit seiner fünfzigköpfigen Röhre, die er zu diesem Behufe vorgeschlagen, kein eigentliches Resultat erzielen können. Und so bat sich die Wissenschaft vorläufig mit der Annahme begnügen müssen, daß die höchsten Tiefen in einem gewissen Verhältniß mit den

höchsten Bergen stehen, und da diese sich über eine deutsche Meile über den Meeresspiegel erheben, so auch die Tiefe des Meeres über eine Meile hinunter reiche.

Ein Ehrentag der Bürger von Laibach.

Geschichtliches Bruchstück

von Dr. Heinrich Costa.

Die Geschichte, als Vorbild und Lehrmeisterin, behält zu allen Zeiten ihren Werth, wenn auch die neueste Zeit, die eben Geschichte macht, nicht Zeit hat, daran zu denken. —

In der Geschichte unserer Vaterstadt finden wir gar viele Ehrentage verzeichnet; einer unter diesen ist der 20. Nov. 1808. Laibach hatte vormals, und bis zur Abtretung des Landes an Frankreich, zwei Bürgerkorps, und zwar ein bürgerliches Grenadier-Korps, welches ausschließlich aus Bürgern der Stadt bestand, und ein bürgerl. Jäger-Korps, bestehend aus Bürgern, k. k. Beamten und Honoratioren. Diese beiden Korps leisteten während den feindlichen Invasionen 1797, 1805 und 1806, wie auch 1809 für die Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Stadt und ihrer Bewohner wesentliche Dienste, der belebende und erhaltende Geist aber war der Oberstwachmeister des bürgerl. Grenadier-Korps, Joh. Bapt. Jager, Handelsmann in Laibach, welchem dasselbe mit Seele und Leib zugethan war, und den es so sehr ehrte, daß es ohne sein Wissen und Zutun bei weiland Kaiser Franz I., welcher in Ertheilung der Auszeichnungen bekanntlich äußerst sparg war, um Anerkennung der Verdienste seines Führers und würdigen Mitbürgers einschritt. Der Kaiser verlieh demselben, in Gewährung der gestellten Bitte, am 26. Okt. 1808 die mittlere goldene Zivil-Ehrenmedaille, welche ihm am 20. Nov. 1808 öffentlich und feierlichst übergeben wurde. Zu dieser Feierlichkeit rückten am gedachten Tage sowohl das bürgerl. Grenadier- als auch das bürgerl. Jäger-Korps in Parade, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele aus, und sie stellten sich am neuen Markte vor dem Landhause auf. Der Platz war von theilnehmenden Zuschauern überfüllt, alle Fenster der Häuser des Platzes geschmückt und von Menschen voll besetzt. Der damalige Gouverneur des Landes trug vor der Fronte das bezügliche ehrenvolle Hofdekret vor und decorirte den vom Monarchen und seinen Mitbürgern hochgeachteten Korps-Kommandanten, nach einer kurzen Ansprache, mit dem ihm Allerhöchsth. verliehenen Ehrenzeichen, welches dieser tief gerührt und mit den Worten empfing: „Mir fehlen die Worte; — nur das Bewußtsein bleibt mir übrig, daß unter der Brust, die nun meines Kaisers und Landesfürsten Bildniß ziert, das Pochen für Monarchen und Vaterland nur mit meinem letzten Athemzuge aufhören wird.“

Nach diesem Momente trat der Oberstwachmeister und Kommandant des bürgerl. Jäger-Korps, welches zur Verherrlichung dieses Festes freiwillig aufgezo-gen war, vor den Gefeierten hin und ersuchte ihn, das Oberkommando auch über das bürgerl. Jäger-Korps anzunehmen, was dieser mit tiefer Rührung annahm, und von diesem Augenblicke an war er Oberster beider bürgerlichen Korps.

Die Erinnerung an dieses schöne und unseren Vorfahren zur Ehre gereichende Fest, welches wir nach einer vorgefundenen Aufzeichnung nacherzählten, verdient gewiß in den Blättern der Geschichte dieser Landeshauptstadt und ihres Bürgerthums aufbewahrt zu werden.